

Sklaventreiber abgeräumt

Hamburgs Schimmelmann-Büste musste 2008, nach nur zwei Jahren, massiven Protesten weichen. Als Wohltäter gilt der Sklavenhändler teils bis heute

Von **Petra Schellen**

Die Löwen sind nur der Anfang. Bullig und sehr weiß liegen die Skulpturen am Zugang des Hamburg-Wandsbeker Markts, leicht deplatziert zwischen Busbahnhof und Menschenmassen. Sie sollen Kraft ausstrahlen, dabei wirken sie wie ein müder Mix aus Hund und Bär. Aber das gibt es öfter in Europas damaliger Kunst; Maler und Bildhauer hatten ja nie einen Löwen gesehen.

Auch Heinrich Carl von Schimmelmann (1724–1782), dem die Vorbilder dieser Repliken gehörten, war nie in Afrika. Dabei besaß er dort zeitweilig 1.000 Versklavte. Wie schwarze Menschen aussehen, wusste er allerdings schon, hat er sich doch einige Gefangene mitbringen lassen, um sie als Diener zu beschäftigen oder zu verkaufen. Schließlich galten schwarze DienerInnen damals als Visitenkarte der Hautevolee. Gern ließ man sich auch mit ih-



„Blutig“
gesprüht:
Ex-Schimmelmann-Büste in
Wandsbek
Foto: afrika-
hamburg

nen malen – ein zynisches Spiel mit dem Kontrast zwischen Schwarz und Weiß.

Von Schimmelmann gibt es auch so ein Bild. Seinen Ruf als „Wohltäter von Wandsbek“ hat es nicht geschmälert. Wandsbek, erst seit der Eingemeindung durch die Nazis 1937 zu Hamburg gehörig, sei durch ihn reich geworden, so eine beliebte Erzählung. Er habe Armenfürsorge betrieben und niedrige Mieten genommen. Über die Qualität dieser Wohnräume schweigt die Legende. Jene Löwen, die die Auffahrt zum längst abgerissenen Schimmelmann-Schloss säumten, reichen wohl als Beleg für seinen erlesenen Geschmack.

Dabei ehren die Tiere selbst auf dieser lauten Verkehrsinsel noch ihren einstigen Gebieter: Blendet man den Busbahnhof aus, führt eine gerade Linie von den Löwen zum Schimmelmann-Mausoleum gleich gegenüber. Diesen klassizistisch weißen Kubus mit Kuppel hatte er sich schon zu Lebzeiten bauen lassen, mit Marmorsarkophagen für sich und seine Frau.

Weithin sichtbar, dominiert das Gebäude den Marktplatz bis heute, als sei die Graue Eminenz noch da, assistiert vom nahezu bestatteten Dichter Matthias Claudius, Redakteur des *Wandsbeker Boten*. Herausgeber des literarisch hochkarätigen Blatts war der damals längst reiche Schimmelmann, Schatzmeister des dänischen Königs.

Dabei war der pommersche Kaufmann zunächst als Kriegsgewinnler zu Geld gekommen: Im Siebenjährigen Krieg hatte er dem Preußenkönig Friedrich II. Getreide geliefert und dafür konfisziertes Meißner Porzellan erhalten – heute würde man es „Raubkunst“ nennen. Dessen Versteigerung war so einträglich, dass Schimmelmann unter anderem das Ahrensburger Schloss, eine Zuckerraffinerie, Baumwollwebereien, eine Branntweinbrennerei sowie die einzige Waffenproduktion Dänemarks kaufen konnte. Dazu vier Zuckerplantagen auf den „Dänisch-Westindischen Inseln“.

Jetzt konnte Schimmelmann groß in den „Transatlantischen Dreieckshandel“ einsteigen: Kattun, Branntwein, Schießpulver und Gewehre tauschte er an Afrikas Guineaküste gegen Sklaven. Die brachte er – auf martialisch gesicherten Schiffen – in die Kolonien in Nordamerika und in der Karibik. Etliche Menschen verkaufte er weiter, andere mussten auf seinen Plantagen Baumwolle und Zuckerrohr anbauen. Manufakturen in Altona und Flensburg verarbeiteten sie später zu Kattun und Rum – für Afrika und den Rest der Welt. Und fertig war der „Wirtschaftskreislauf“ des größten privaten Sklavenhändlers seiner Zeit.

Über all dies liest man wenig auf der Schrifttafel am Wandsbeker Mausoleum. Seinen Reichtum habe Schimmelmann „unter anderem durch Handel mit Kattun, Gewehren, Zuckerrohr, aber auch mit Menschen als Sklaven“ erlangt, steht da nur. Wie brutal es auf seinen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. John zuging, zeigt indes das Strafglement des „St. John's Slave Code“: „Rädern, Verbrennen auf dem Scheiterhaufen, das Herausreißen von Fleischstücken mit glühenden Zangen oder die Amputation eines Beins drohten – ein Repertoire mittelalterlicher Strafen“, sagt die Hamburger Künstlerin und Aktivistin Hannimari Jokinen.

Und was die „harmlosere“, da in Altona angesiedelte Kattun-Produktion betraf: „Dafür mussten Waisenkinder aus Schimmelmanns Armenfürsorge-Einrichtungen an langen Arbeitstagen Baumwolle und Wolle weben“, schreibt Hannimari Jokinen in den „Hamburg-Biographien“ der Landeszentrale für politische Bildung.

Da irritiert es schon, dass Schimmelmann den Sozialreformer Johann Friedrich Struensee ebenso schätzte wie die Aufklärer Voltaire und Montesquieu. Doch auch sie befürworteten die Sklaverei. Aufklärung galt nur für Europäer.

Aber selbst dort scheint sie nie ganz angekommen zu sein. Hätten sonst Wandsbeks Bezirksamts-Chef Gerhard Fuchs (CDU) und Kultursenatorin Karin von Welck (parteilos) 2006 die Installation einer Schimmelmann-Büste auf dem Wandsbeker Markt initiiert? Gesponsert von der (inzwischen insolventen) Hamburger Firma Imtech, stellte man die Bronzebüste der Fürther Künstlerin Antje Jakob in einen Park direkt vorm Bezirksamt.

Der Protest begann sofort: Montag demonstrierten Künstler und Hamburgs Black Community, bemalten die Büste (blut-)rot, forderten in Bezirksversammlungen den Abbau. Hannimari Jokinen kuratierte das Kunstprojekt „wandsbektransformance. Die Gegenwart des Kolonialen“ und lud KollegInnen ein, in der nahen Schimmelmann-Straße zu arbeiten. Unter anderem wurden Passanten eingeladen, sich auf die Straße zu legen. Man umsprayed ihre dicht nebeneinander liegenden Körper, deren Silhouetten zusammen den Grundriss eines „Sklavenschiffs“ ergaben. „Einige Anwohner waren interessiert“, berichtet Jokinen. Andere seien aggressiv gewesen und hätten gesagt, das alles sei doch lange her.

Aber nicht lange genug, um den Protest zu knebeln. Und siehe da, in einer Augustnacht 2008 verschwand die Büste. Laut Aktenvermerk, so ein Bezirksamtssprecher, sei die Büste „vom Eigentümer Fa. Imtech zurückgenommen und an den Künstler zurückgegeben“ worden. Künstlerin Antje Jakob indes sagt auf taz-Anfrage, sie habe die Büste nicht und wisse nichts über ihren Verbleib.

Fast könnte man denken, es habe diese Skulptur nie gegeben. Selbst ihren einstigen Standort wird man zwischen Parkbank und Baumwurzeln vergebens suchen.

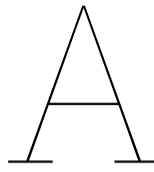


Beweis der
Weltläufigkeit:
Marco-Polo-
Terrassen in
der Hamburger
Hafencity
Fotos (3):
Miguel Ferraz

Rassismus zieht sich durch die Sta

Durch die „Black Lives Matter“-Proteste fallen Kolonialstatuen weltweit. In der Hansestadt Hamburg besonders durch den Handel vom Kolonialismus stehen noch immer Statuen unverseht, und Straßen unverändert Kolonialherren. Wer waren diese Menschen und was wird gegen das Gedenken an sie unternommen?

Von Jelena Malkowski



In einem sonnigen Junitag schlendern Hamburger:innen wie Tourist:innen gern durch die Hafencity. Vom Baumwall aus kann man dort am Columbus-Haus den Kaiserkai Richtung Elbphilharmonie laufen, von deren Aussichtsplattform aus auf die Altstadt und den Hafen, Hamburgs „Tor zur Welt“, blicken. Auf dem Vasco-da-Gama-Platz, den Magellan- und Marco-Polo-Terrassen sitzen Geschäftsleute und Kinder, essen Eis, skaten oder genießen die Sonne. Die Hafencity will mit den Namen dieser „Entdecker“ und „Seefahrer“, wie sie in großen Goldlettern vor den Plätzen bezeichnet werden, Weltoffenheit und Kosmopolitismus zeigen.

Man kann darin aber auch ganz anderes sehen: eine brutale Kolonialzeit, Versklavung, blutig niedergeschlagene Proteste und Völkermorde, die mit Eroberern wie da Gama, Magellan und Polo begannen. „Diese Menschen haben den Weg für den Kolonialismus geebnet“, sagt Charlotte Nzimiro, Aktivistin aus der Black Community in Hamburg, die sich derzeit besonders für eine rechtliche Anerkennung des Begriffs „Neger“ als rassistisch und die „Black Lives Matter“-Proteste in Hamburg einsetzt. „Mich hat schon immer gestört, dass es solche Denkmäler und Straßennamen noch gibt. Aber diese kolonialistischen Zeichen werden oftmals stillschweigend hingenommen und viele Menschen machen sich gar keine Gedanken darüber oder haben kein Gespür für diesen historischen Kontext“, sagt Nzimiro.

Hamburgs Geschichte ist eng mit dem Kolonialismus verbunden: Durch die Speicherstadt wurden Kolonialwaren in alle Welt vertrieben; Reeder und Kaufleute profitierten stark vom Kolonialismus oder waren als Politiker konkret an ihm beteiligt. Die Universität Hamburg entstand erst durch das Hamburgische Kolonialinstitut, und noch heute sind Denkmäler und Straßennamen in ganz Hamburg den damaligen Profiteuren gewidmet. Das Kunstprojekt „Freedom Roads“ machte deutschlandweit auf kolonialistische Straßennamen aufmerksam – in der Auflistung aus verschiedenen Städten sind für Hamburg besonders viele Namen zu finden.

„Ich finde es eine Schande, wenn Leute einen Straßennamen haben, die man als Verbrecher bezeichnen kann. Eine Straße ist ja auch eine Art Denkmal und das sollte man jemandem geben, der dessen würdig ist“, sagt Holger Tilicki, der sich mit der Willibredel-Gesellschaft im Arbeitskreis „Hamburg Postkolonial“ besonders für die Umbenennung der nach Woermann und Justus Strandes benannten Straßen in Hamburg Nord einsetzt.

Adolph Woermann war ein Hamburger Unternehmer und Politiker, der nicht nur von deutschen Kolonien profitierte, sondern auch für sie Lobbyarbeit machte: Er war als Kaufmann und Reeder besonders in Westafrika tätig und trat in seiner Position als Reichstagsabgeordneter in Berlin gegenüber Reichskanzler Bismarck für den Erwerb von Kolonien ein. Woermann ging in Westafrika mit seiner Privatarmee gegen die Bevölkerung vor, ließ Dörfer in Kamerun und Togo plündern, betrieb Menschenhandel und profitierte vom deutschen Völkermord an den Herero und Nama in Namibia, indem er ein Monopol für die deutsche Truppenbeförderung aufbaute.

Bereits seit fünf Jahren kämpft Tilicki mit dem Arbeitskreis Postkolonial dagegen, dass Woermann sowie der Kaufmann und Senator Justus Strandes – der Tilicki zufolge „vielleicht eine etwas leichtere Nummer als Woermann war, aber als Vertreter der Firma Hansing & Co ebenso ein Budget hatte, territoriale Erwerbungen im heutigen Tansania zu unterstützen, was er auch tat“ – noch heute mit Straßennamen beehrt werden. Eine Veranstaltung in der Woermannstraße sollte auf die Taten Woermanns aufmerksam machen. Durch die Linke wurde das Anliegen in den zuständigen Ausschuss gebracht und im April 2019 beschlossen, die Straßen Woermannsweg und Woermannstieg umzubenennen.

Passiert ist seitdem jedoch ebenso wenig wie bei den anderen Straßen, deren Umbenennung der Arbeitskreis Postkolonial und die Black Community seit Jahren fordern: die Schimmelmanstraße, die Wissmannstraße, die Dominikstraße und die Walderseestraße.

Alfred Graf von Waldersee war Oberbefehlshaber der internationalen Truppen zur Niederschlagung des „Boxeraufstands“ in

China und ignorierte in dieser Funktion das geltende Völkerrecht. Er war verantwortlich für zahlreiche Massaker und Plünderungen in China.

Heinrich Carl von Schimmelman wurde mit dem transatlantischen Dreieckshandel zwischen Hamburg, der westafrikanischen Küste und den Dänisch-Westindischen Inseln reich, Sklavenhandel war Teil seines Geschäftsmodells. Immerhin verschwand seine erst 2006 in Wandsbek platzierte Büste nach heftigen Protesten nur zwei Jahre später, Verbleib: unbekannt.

Hermann und Wissmann und Hans Dominik waren als Truppenführer in Afrika tätig. Dominik war Adjutant der sogenannten „Schutztruppe“ in Kamerun, die den Widerstand der lokalen Bevölkerung brechen und sie zur Zwangsarbeit zwingen sollte. Von ihm wurden als „Strafexpeditionen“ bezeichnete Rachefeldzüge gegen die Bakweri, Wute und Bakoko in Kamerun geleitet, die so brutal waren, dass sie selbst im Berliner Reichstag auf Protest stießen.

Wissmann war Kommandeur der „Schutztruppen“ und Gouverneur der damaligen deutschen Kolonie, die sich über das heutige Tansania, Burundi, Ruanda und einen Teil Mozambiks erstreckte. Dort agierte auch er so brutal, dass sein Vorgehen von Kolonialoffizieren in den eigenen Reihen als „äußerst grausam“ verurteilt wurde. Beide erhielten Denkmäler, die zunächst in Kamerun und Tansania und später vor der Universität Hamburg aufgestellt wurden. 1968 wurden sie von Studierenden gestürzt, die Straßennamen bestehen aber weiter.

Der Umbenennungsprozess sei „ein komplizierter Vorgang“, sagt die Hamburger Historikerin und Geschichtspädagogin Frauke Steinhäuser. Zunächst können die Bezirksversammlungen Vorschläge zur Namensänderung vorbringen, dann geht dieser an das Staatsarchiv, das eine historische Expertise erstellt und diese an den Senat verschickt, der letztendlich die Entscheidung trifft. Besonders im Staatsarchiv dauere dieser Prozess sehr lange, sagt Steinhäuser; innerhalb der nächsten Wochen soll dort jedoch eine neue Stelle zur Aufarbeitung der kolonialen Straßennamen besetzt werden.

Schwierigkeiten bereiten den Initiativen auch Proteste der Anwohner:innen. Steinhäuser berichtet, dass Bestrebungen zur Umbenennung der Walderseestraße zwar von Schüler:innen des anliegenden Gymnasiums Othmarschen und einigen Anwohner:innen begrüßt, von anderen jedoch kritisiert worden seien. Die Gegner argumentierten, dass eine Umbenennung die Geschichte verschleiern würde und



Kolonialisten der zweiten Reihe: Nach der Familie Donner heißt ein Park am Elbufer in Altona und eine Straße in Ottensen. Conrad Hinrich Donner (1774–1854) erwarb seinen Reichtum durch die gewaltsame Ausplünderung asiatischer Kolonien



„Für mich ist das so, als würde es heute noch Straßen geben, die nach Hitler oder Goebbels benannt sind“

Charlotte Nzimiro,
Aktivistin der Black Community in Hamburg

Adressänderungen Kosten mit sich bringen würden. Teils beteilige sich aber die Stadt an solchen Kosten, sagt Steinhäuser. Außerdem solle die koloniale Geschichte eben gerade nicht vergessen werden, die Initiativen fordern darum eine Neubenennung der Straßen zum Beispiel nach antikolonialen Widerstandskämpfern mit erklärenden Tafeln.

Statt an die Anwohner:innen solle man daran denken, „was es für die Nachkommen von ehemals Kolonisierten bedeutet, wenn sie durch solche Straßen gehen müssen – zum Beispiel in der Hafencity, wo die Straßen sogar neu benannt wurden“, sagt Steinhäuser. Charlotte Nzimiro beschäftigt sich verstärkt mit der deutsch-afrikanischen Geschichte: „Wenn ich an solchen Denkmälern oder Gedenktafeln oder bestimmten Straßennamen vorbeilaufe, schaue ich eher nach, wer das genau ist. Für mich ist das, als würde es heute noch Straßen geben, die nach Hitler oder Goebbels benannt

sind“, sagt sie. Um die Hafencity Richtung Innenstadt zu verlassen, überquert man die Kornhausbrücke. Auch hier laufen viele Passant:innen an sonnigen Tagen entlang, fotografieren die Kanäle und die Speicherstadt. Über ihnen thronen auf den Pfeilern der Brücke Kolumbus und da Gama – überlebensgroß und unbeachtet, aber auch unversehrt.

Weltweit werden gerade solche Statuen gestürzt: Die „Black Lives Matter“-Proteste greifen Kolonialsymbole an; auch in Hamburg liegt derzeit viel Aufmerksamkeit auf den kolonialen Statuen und postkolonialen Initiativen. Was, wie Nzimiro sagt, vorher leider wenig Medieninteresse erlangt habe, gelangt nun mehr in die Öffentlichkeit. Vor einigen Tagen wurde auch die Bismarck-Statue im Schleppark mit roter Farbe beschmiert – der Reichskanzler half dabei mit, die kolonialen Grenzen festzulegen, unter denen Afrika bis heute leidet.

Immerhin berief die Hamburger Kulturbehörde im vergangenen Jahr aus Mitgliedern postkolonialer Initiativen und der Black Community einen „Beirat zur Aufarbeitung der Hamburger Kolonialgeschichte“. Hier wird an einem „umfassenden Erinnerungskonzept“ gearbeitet, das auch bestimmen soll, was mit kolonialen Denkmälern und Straßennamen passiert. Am Trotha-Haus, benannt nach dem General, der den Völkermord an den Herero und Nama befohlen hatte, wurden bereits erklärende Tafeln angebracht.

Weitere konkrete Schritte stehen aber noch aus, weil es zwar eine breite Einigkeit, aber unterschiedliche Vorschläge zu Herangehensweisen im Beirat gebe, so Kulturbehörden-Sprecher Enno Isermann. Steinhäuser jedoch sagt: „Es muss auf jeden Fall mehr getan werden – schließlich ist noch keine einzige der kolonialen Straßen in Hamburg umbenannt worden!“ Zwar gebe es sehr viele Vorarbeiten und Leute, die sich aktiv für eine Veränderung einsetzten, aber der Prozess verschleppte sich weiter.

Dabei gibt es so viel zu tun: Das Afrika-Haus in der Innenstadt ist weiter Woermann gewidmet, in Jenfeld und Ohlsdorf befinden sich Statuen von Gouverneuren und Soldaten aus dem damaligen Deutsch-Ostafrika. In der St.-Michaelis-Kirche wird mit einer großen Gedenktafel den Soldaten gedacht, die „für Kaiser und Reich“ in China und Afrika starben. „Stattdessen gehört da eine Gedenktafel hin, die der wahren Opfer gedenkt und nicht Ausbeutern, Vergewaltigern und Massenmördern“, sagt Nzimiro. Koloniale Denkmäler würden nicht zuletzt auch Rechtsextreme anziehen, die einer geistigen Nähe zu den damaligen Ideologien befänden.

Antirassismus fange damit an, „dass man solche Dinge hinterfragt und umbenennt“, meint Tilicki. Es gehe eben darum, „dass in dieser Gesellschaft Menschen unterschiedlicher Herkunft vernünftig zusammenleben“ und sich dabei nicht „an Vorbildern orientieren, die wahrscheinlich noch nie, aber heute erst recht nicht mehr angemessen sind.“

